

Nr. 132. Bromberg, den 11. Juni 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

„Mit der Tante Hanna rede ich selber. Sie ist sehr gut gegen dich gewesen, dagegen läßt sich nichts sagen. Aber ich hätte doch besser getan, dich anderen Händen zu lassen. Ja, da ist nichts mehr zu ändern. Von jetzt an aber hat das stumme Herumhocken ein Ende."

Paul sah dem Vater nach, wie der durch den Garten der Straße zuging und mit einem kurzen Pfiff den Wagen heranrief.

Die Ankündigung der Verlobung hatte ihn wenig bewegt. Der Vater stand so seitab von seinem Leben, wurde nur hin und wieder unbequem empfunden — warum sollte er nicht wieder heiraten? Aber daß diese Veränderung in sein eigenes Leben einschnitt, daß er aus allen Gewohnheiten, aus der großen Stille und dem Gleichmaß seiner Tage plötzlich herausgerissen werden sollte, das war so peinlich, so widerwärtig — ihm kam eine jähe Abneigung gegen die, die schuld war an dem allen. Wie sie auch sein mochte, die er Mutter nennen sollte — er stellte sich ihr von vornherein mit Abneigung gegenüber. — — —

Heinecken hatte sich kaum an seinen Schreibtisch gesetzt, da kam Johann: „Es ist soeben ein Brief für Herrn Heinecken abgegeben worden." Der Duft des Umschlags sprach, ehe noch das Federmesser die Oblate gelöst hatte.

„Teuerster Freund!

In allen Logen war gestern ein Sturm des Beifalls, als Ihre arme Violetta die „Tochter des Gefangenen" kreieren durfte. Es hätte vollauf genügt, ein anspruchsvolles Herz zu sättigen, aber dies Herz, das auf der Bühne die niedergehenden Rosen und Veilchen an sich pressen und dazu lächeln mußte — dieses Herz kann alle Beifallsstürme opfern — ach, wie gern opfern! — für das liebenswürdige Lächeln des Freundes, das ihr sagt Du hast Großes geleistet. Du hast mir gefallen. Mir, Deinem Gönner, Deinem — Ach, welcher Name wäre würdig, den zu nennen, der allein mein Leben in seiner Hand hält!

Aber er war fern, für den allein Violetta spielte! Er sah sie nicht. Er hörte nicht die beweglichen Klagen ihrer einsamen Seele. Er sah nicht die Tränen in ihren Augen. Sie waren echt.

Wann werde ich ihn wiedersehen! Wann werden sich meine Sehnsuchtsseufzer in Jubel wandeln? Lassen Sie mich nicht zu lange schmachten. Es ist hart, sich in Sehnsucht zu verzehren.

Immer die Ihre! Violetta."

„Na ja", sagte Heinecken. „Man muß abrechnen. Reste soll man in ein neues Leben nicht mit hinübernehmen. Johann, ich gehe noch einmal aus."

Auf den Hohen Bleichen lag ein kleines Juwelengeschäft. Die Auslagen zeigten nichts Auffallendes, aber Herr Bleichmann kannte seine Kundschaft, und hatte für jeden Geschmack in seinen Schränken das Richtige vorrätig.

Heinecken wählte zwei Armreifen.

Der eine, aus dicken Goldplatten gefügt, zeigte ein Schloß von Amethysten, war protzig, mußte daher im Rampenlicht mächtig funkeln und blitzen.

Der zweite, schmal und fein, von rötlichem Dukatengold, trug nur einen einzigen Brillanten als Schmuck, aber dieser Stein repräsentierte ein kleines Vermögen.

Den schmalen Reif steckte der Käufer in die Brusttasche seines Mantels, den zweiten, den er nach kurzem Besinnen auch mit sich nahm, ließ er durch Johann zur Demoiselle Wagener tragen, nachdem er seine Visitenkarte in das Etui gelegt hatte.

Die Demoiselle, als sie den Schmuck sah, stieß einen Schrei der Begeisterung aus, dem unmittelbar ein Wutschrei folgte, denn die Karte trug in der rechten Ecke die Buchstaben: p. p. c.

Es gab eine dramatische Szene höchster Verzweiflung, was aber nicht hinderte, daß dies Armband am Abend von neidischen Kolleginnen auf der Bühne bestaunt wurde. — Freilich, die Heineckensche Loge, der sich die Blicke der Tragödin immer wieder zuwandten, blieb leer, denn Karl Anton feierte in kleinstem Kreise seine Verlobung, legte Adelheid eigenhändig den feinen Reif um den Arm und schob ihr den goldenen Verlobungsring an den Finger. Und wieder küßte er die Stirn, die sich ihm zuneigte. Denn in der Nähe stand Tante Anna und verfolgte jede Bewegung des Brautpaares mit den Blicken, und Heinecken haßte jede Gefühlskundgebung vor neugierigen Augen. — Sonst — ihn hätte der junge, weiche Mund wohl reizen können.

Paul überreichte die Rosen, versuchte — auf vorherigen Befehl des Vaters — die Hand der jungen Mutter zu küssen, was total mißlang, und zog sich dann in irgendeine Ecke zurück, aus der man ihn hervorziehen mußte, als es zum Essen ging.

Sprach Adelheid zu ihm, liebenswürdig und freundlich, wie es ihre Art war, so wurde er heiß und verlegen, und es schien ihm mehr eine Qual als eine Auszeichnung.

„Du wirst der Tante Beckmann nichts sagen", mahnte der Vater noch einmal, als er ihn abends in das Haus brachte. „Es soll erst übermorgen mit den Anzeigen bekanntwerden."

Aber es kam schon am nächsten Morgen herum.

Da frühstückten Sprekelsen und sein Schwiegersohn in Kölns Austernkeller und tranken dazu einen ganz ausgezeichneten Rüdesheimer. Und Sprekelsen, der sich bereits mit dem Schicksal aussöhnte, und der es gar nicht gewöhnt war, morgens Wein zu genießen, kam in sehr erleuchteter Stimmung an die Börse.

Sein Schwager Averdieck wurde vom Makler Peemöller darauf aufmerksam gemacht, Sprekelsen müsse krank sein. „Denn, Herr Averdieck, er hat mir schon zweimal eine falsche Auskunft über die Schiffe nach Havre gegeben. **Zweimal**, Herr Averdieck! So was ist ihm im Leben noch **nicht** passiert. Und er hat so heiße Augen, als wenn er im Fieber wäre."

„Bist du krank?" fragte Konrad Averdieck und kam von hinten an den Schwager heran.

Sprekelsen wandte sich um. „Warum soll ich krank sein?" Da ging ein sanfter Dunst von ihm aus, den Averdieck an diesem Orte und an diesem Manne im Leben nicht erwartet hatte.

Amadeus — hast du —? Seine Augen fragten.

„Na ja, ich hab' auch mal bei Köln gefrühstückt. Ist das Sünde? Verlobst du alle Tage eine Tochter? Und ich kann dir sagen, Heinecken hat eine verflucht gute Weinkenntnis."

„Heißt das: Heinecken und deine Adelheid?"

„Eine andre Tochter hab' ich ja nicht."

Makler Peemöller, der sich in der Nähe gehalten, spitzte die Ohren, und dann lief es zwischen dem Auf und Ab der Kurse, zwischen Schiffslisten und Börsenzetteln, zwischen Korn- und Warenproben durch die Börse:

„Heinecken hat sich mit Adelheid Sprekelsen verlobt, und Sprekelsen hat zum erstenmal in seinem Leben einen kleinen Schwips."

Die Herren trugen es heim zu den Gattinnen, und nach drei Stunden wußte es die ganze Stadt, denn damals war Hamburg noch eine einzige große Familie.

Sie feierten eine große Verlobungsfete in der Reichenstraße. Alles war da, was zur Verwandtschaft und Freundschaft des Hauses zählte.

Tante Anna näselte entsetzlich, Sprekelsen schwankte zwischen Stolz und Wehmut, nur die junge Braut war ganz unverändert in ihrer ruhigen Liebenswürdigkeit. Sie wunderte sich selber, daß ihr innerstes Wesen so wenig Veränderung erfuhr. Immer war ihr, als müsse das Eigentliche, das Wesentliche erst kommen, immer noch stand etwas zwischen ihr und dem Verlobten wie eine unsichtbare Glaswand.

Wie nach Tisch die Herren auf der Galerie ihre Zigarren rauchten, stand sie zwischen zwei Kusinen, und Maria Averdieck sagte enthusiastisch: „Du bist zu beneiden, Heide, du bekommst den ersten Mann Hamburgs."

Aber ihre Schwester Elise, ein stilles, blondes Mädchen, das allen Dingen auf den tiefsten Grund ging, und sie unter göttlichen Rat stellte, wiegte ernsthaft den Kopf.

„Du bist nicht so mit meiner Wahl einverstanden?"

„Ach, meine Heide, ich gönne dir von Herzen das Beste und Schönste, aber ist Heinecken der Mann, dein Leben zu führen? Kann nicht deine Seele Schaden erleiden neben ihm? Verzeih, ich will dich nicht kränken —"

„Das weiß ich, aber ich weiß auch, daß du solche Worte nicht ohne Grund redest. Warum plinkst du ihr zu, Maria? Doch, ich sah es. Ihr habt etwas gegen Karl Anton. Heraus damit."

„Es ist nur —", sagte Marie zögernd, „wir hörten, er sei sehr Weltmann. Was man so nennt. Nämlich —" Wieder ein Stocken. Dann ein kühner Entschluß: „Weil er doch mit den Herrschaften vom Theater verkehrt."

„Ist das Sünde?"

„Sünde? — Nein, natürlich nicht. Aber siehst du, ihr Leben ist ein Leben des Scheins, nicht des Seins. Und mit der Demoiselle Wagener fährt er spazieren."

Irgend etwas tat weh drinnen im Herzen. Adelheid ließ es sich nicht merken. „Was Karl Anton tut, wird schon richtig sein. Oder habt ihr Schlechtes über die Dame gehört?"

„O nein, gewiß nicht."

„Also dann —" sie lachte, und dann gingen alle drei über die Galerie, wo Sprekelsen, Averdieck und Heinecken neben den Oleandern standen und ihre Importen rauchten. Sie waren angeregt und heiter.

„Sieh da", rief Vater Averdieck, „die holde Jugend, verkörpert in den drei Grazien. Kommt heran, Kinder."

Er zog seine Elise an sich, sie blieben alle drei stehen. Und mit schnellem Entschluß schob Adelheid die Hand in den Arm des Verlobten und schmiegte ihr Gesicht an seine Schulter, denn weiter reichte sie nicht. Er spürte die warme, junge Wange durch das Tuch und — die Zigarre auf den Kübel werfend — legte die Rechte auf ihre Hand, zog die Braut fort von den andern zum Fenster der Galerie, wo man hinabsah in den Hof, und fragte zärtlich: „Ist dir dieser Tag ein Tag des Glücks in deinem Leben, meine liebe Adelheid? Glaubst du wirklich, daß du mir mit Freuden in mein Heim folgen kannst? Wir haben noch so wenig Gelegenheit gehabt, uns allein zu sprechen, du konntest mich noch so wenig kennenlernen — wird nicht einmal eine Enttäuschung folgen?"

Die Veilchenaugen sahen ihn groß und ernst an. „Ich habe so viel über dich gehört, Karl Anton, schon seit Jahren, ich glaube, ich kenne dich besser, als du denkst. Vielleicht besser, als du mich."

Er lachte leise. War solch kleines Mädchen nicht durchsichtig wie Glas? Da konnte man kaum vom Kennenlernen sprechen.

„Ich bin gewiß sehr unbedeutend, ein dummes Ding gegen dich", fuhr Adelheid fort. „Ich habe nicht viel gelernt und von der Welt nichts gesehen. Und was ich so in mir gedacht habe, mag ganz falsch sein. Aber ich will versuchen, mich in dich und dein Leben hineinzufinden, so daß ich alles begreifen kann, was du willst, und was du vorhast. Vater hat davon gesprochen, und andere auch. Ich möchte wohl, du erlaubtest mir, dir so ein bißchen etwas wie ein Kamerad zu werden."

Und wieder lächelte der Mann. Daß doch die Frauen immer nicht begreifen können, wozu sie auf der Welt sind. Kleine, reizende Singvögel. Kleine, reizende Singvögel. Gute Hausmütter, feinstes Spielzeug. Je nach ihrem Vermögen und ihren Anlagen. Daß sie immer meinen, der Mann könne mehr wünschen, und sie könnten mehr geben als das.

„Du bist ein süßes Wesen, meine Adelheid", flüsterte er in ihr Ohr. „So wie du bist, bist du unendlich anziehend, und ich fürchte, du wirst mich noch einmal beherrschen wie Omphale den Herkules." Im Schutz der Oleander zog er sie fest in die Arme und küßte wieder und wieder den jungen Mund. — Adelheid spürte zum erstenmal das Aufflammen der Leidenschaft in dem Verlobten, wurde sich bewußt, daß sie Macht gewinnen könnte über ihn und war doch unbefriedigt von dem Erfolg ihrer Worte.

*

Sie heirateten schon im August, denn Heinecken behauptete, für einen längeren Brautstand zu alt zu sein. Und Adelheid war es recht so. Vielleicht, wenn sie erst Mann und Frau waren, schwand dies Trennende, dies Fremde, das noch immer zwischen ihnen stand.

Zu selten waren sie allein. Heinecken hatte wenig freie Stunden, die Zeit, die ihm das Geschäft nicht nahm, nahmen ihm seine Ehrenämter. War er aber mit der jungen Braut zusammen, so gab es Besuche, Gesellschaften, Theater, Konzerte, zu einer ruhigen Aussprache kamen sie nie. Sie wären gern einmal allein gewesen. Adelheid war der ganze Trubel unlieb, und in Heinecken erwachte eine immer stärkere Verliebtheit für das reizende Mädchen. Aber Tante Anna duldete auch im Hause kein Tete-a-Tete. Bis eines Tages Adelheid ruhig aber bestimmt äußerte, sie würde am nächsten Tage mit dem Verlobten in seinem leichten Wagen eine Ausfahrt nach Wandsbek machen. Sie wollte einmal das Wandsbeker Gehölz im jungen Grün sehen, und da Johann hinten auf dem Wagen säße, wären sie ja auch nicht allein. Madame Hellwig war in schwerer Sorge. Konnte das angehen? Aber Sprekelsen entschied, dies eine Mal könnten sie mit Johann fahren. Als man Heinecken zum Schwiegersohn nahm, hätte man darauf gefaßt sein müssen, nicht in allen Dingen den gewohnten Weg zu gehen.

Es wurde verabredet, daß Karl Anton am nächsten Mittag die Braut bei Mamsell Schröder am Neuen Wall abholen sollte, wo sie mit der Tante Aussteuerangelegenheiten besprach.

Pünktlich zehn Minuten vor zwei hielt das Kabriolet vor dem Hause der Weißnäherin. Die Nähmädchen stürzten alle an die Fenster. Mein Gott, wie vornehm. — Wenn ihnen auch solch Glück zuteil würde! — Aber es war immer nur so in den Romanen, daß die vornehmen Herren ausgerechnet die Nähmädchen heirateten. Es war Schicksal, daß die einen köstliche Wäsche und entzückende Kleider bekamen, und die andern von all der Schönheit nur zerstochene Finger und müde Rücken davontrugen. Und sie sahen zu, wie Adelheid Sprekelsen aus dem Hause trat, wie Heinecken — „ein himmlischer Mensch, nich, Jette?" — sie fast hinaufhob auf den Sitz und dann an die andere Wagenseite ging, auch seinerseits aufzusteigen.

(Fortsetzung folgt)

Radziwills Bär.

Von Julian Ejsmond-Warschau.
(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen
von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.)

I.

In einem wilden Waldrevier Polesiens, unter himmelhohen umgestürzten Baumstämmen, im Herzen eines Urwalddickichts kam er an einem Wintermorgen zur Welt.

Es war einer von jenen Januartagen, an denen der Urwald ein weißes Märchenzauberland zu sein scheint. Die schneebedeckten Bäume funkelten und glänzten in tausend Farben. Violett, purpurn und golden erstrahlte der weiße Schnee, wenn die Sonnenstrahlen ihn belebten . . . Der Schnee errötete unter den Liebkosungen der Sonne in rosigem Schein, blaue Schatten bezeichneten die Stellen, wo das Dickicht den hellen Strahlen den Zugang verwehrte . . . Es war einer von jenen herrlichen Wintertagen, an denen der Wald so weiß ist, als wäre er unbefleckt und strahlend vor Glück.

Seine erste Kindheit war strahlend wie dieser Wintertag, die Liebkosungen seiner Mutter aber waren süßer und wärmer als die Januarsonne.

*

Wie im Traum erinnerte er sich der grimmigen Kälte der winterlichen Wälder, des unheimlichen Geheuls der eisigen Winde und der dann folgenden strahlenden Vorfrühlingstage, wo im ganzen Urwald die blauen Leberblümchen, die Küchenschellen und der goldgelbe Hahnenfuß so heiter lächelten, die Locklieder der verliebten Vögel und das silberne Rauschen der angeschwollenen Waldbäche erklangen.

Er sog damals noch an der Mutterbrust. Er erinnerte sich der ersten Ausflüge, die seine Mutter mit ihm und seinem Bruder im Frühling in den Urwald unternahm, der von allerlei seltsamem Getön und Geschrei widerhallte. Und dann dachte er daran, wie sie auf langen Wanderungen Wurzeln, duftende Kräuter, würzige Gräser, schmackhafte Käfer und Raupen gesucht hatten . . . Auf einem solchen Spaziergang waren die Bären an eine Waldlichtung gelangt, wo sie auf ein verendetes Reh gestoßen waren, dessen Aas ein blutdürstiger Luchs zerfleischte. Petz entsann sich gut, wie seine Mutter, die alte Bärin, kurz und grimmig aufgebrüllt hatte, wie der Luchs mit wildem Funkeln seiner bösen Seher seine Beute fahren ließ und ängstlich im Gebüsch verschwand . . . Petz glaubte damals an die Allmacht seiner Mutter, glaubte, daß unter ihrer Obhut ihm nichts Böses widerfahren könne, da ihr im Urwald niemand gewachsen war.

Die Bären verließen den Wald, um jungen Hafer zu fressen und fraßen seine süßen Rispen oder unternahmen kühne Streifzüge zu den Stöcken böser und bissiger Waldbienen.

Die Mutter offenbarte ihm die unendliche Weisheit des Urwaldes. Die tiefen Geheimnisse der freien Wildbahn, die harten Gesetze des Waldes, die seit undenklichen Zeiten für die Bewohner des Waldes gelten . . . Er wußte die eßbaren von den giftigen Kräutern zu unterscheiden, die einen tollen Rausch verursachen, er wußte fette Larven im Moos zu finden und im Dickicht wohlschmeckende süße Wurzeln . . . Er unterschied die Witterung der Luder von der der Feinde des Bärengeschlechts — der Menschen, mit denen die Mutter ihn manchmal schreckte, so wie die Mütter von uns Menschen manchmal unartige Kinder mit dem sagenhaften schwarzen Mann zu schrecken pflegen . . .

Er erinnerte sich an den Geruch von Waldbeeren, der an heißen Sommertagen ihn berauscht und betäubt hatte, und versank in Träumereien . . . Und dann dachte er an jene verfluchte Grube, — wie er in ihren mit Moos überdeckten Schlund gestürzt war und wohin ihn der herrliche Honigduft gelockt hatte . . . Böse Menschen holten ihn an einem trüben Septembermorgen aus der Fanggrube und brachten den jungen Gefangenen trotz seines kläglichen Gebrülls weg. Die gute Mutter stand ihm nicht bei mit ihren Zähnen und Krallen, vor denen selbst der räuberische Luchs Furcht empfunden hatte.

*

In Smorgonie*) war er aber nicht allein. Verwundert sah er sowohl Jungbären, Altersgenossen wie alte würdige Bärinnen, die seiner Mutter glichen, ganz kleine junge Bären und grimmige Zottelbären, die bösartig waren und unnahbar . . .

Als er gefesselt weggebracht wurde, hatte er geglaubt, nun sei es mit ihm zu Ende. Er fühlte die Nähe des Todes. Er wunderte sich deshalb, daß er noch lebte und niemand Miene machte, ihn zu töten. Auch seine Leidensgenossen tötete niemand. Die Bären brummten befriedigt, fraßen die ihnen gereichten Leckerbissen, und wenn sie auch unter sich manchmal über die Herrschaft der Menschen murrten, fühlten sie doch Respekt vor ihr und empfanden manchmal sogar Dankbarkeit.

Nach und nach schwand der Zorn und der Widerstand in der Seele des Bären. An ihre Stelle trat Neugier. Und dann kamen lange Tage schwerer Arbeit und Dressur, an denen der begabte Schüler sich die Geheimnisse menschlicher Weisheit anzueignen begann. Menschenweisheit — wie töricht schien sie ihm, verglichen mit der Weisheit des Urwaldes, die seine Mutter ihn einst gelehrt hatte! . . .

Zuerst regte sich in dem jungen Bären häufig Auflehnung, die zuweilen so gewaltig war, daß er in eine wahre Wut geriet. Dann züchtigte ihn sein Lehrer empfindlich und lehrte ihn unbedingte Unterwürfigkeit unter seine Launen. Doch allmählich schloß unser Student Freundschaft mit den schon gezähmten jungen Bären, sänftigte sich und schien sich mit seinem Schicksal auszusöhnen. Er lernte tanzen, die Kunst, auf den Hinterfüßen zu gehen, und die schwere Fertigkeit, bei Tisch zu bedienen . . . Er war der gelehrigste Schüler. Seine Lehrer waren stolz auf ihn. Sie verbreiteten die Kunde von dem klugen Bären im ganzen Lande. Ihren Schüler aber schickten sie an den Hof des Fürsten Karl Radziwill, nach Nieswież, damit er den hohen Herrn durch seine Späße erfreue und belustige.

II.

Der hochmögende Herr auf Nieswież gewann ihn über die Maßen lieb. Auch das fürstliche Hofgesinde gewann ihn lieb, und es gab keinen guten Bissen, den man Petz versagt hätte.

An einem Festtage sah Fürst Radziwill den italienischen Gesandten bei sich zu Gast. Fürst Karl liebte die Ausländer nicht und foppte gern solch einen Modefex, indem er sich in derber Weise über Perrücken und Wadenstrümpfe lustig machte.

Als nun die Gesellschaft schon in recht vorgerückter Stimmung war, begann der Fürst über die italienischen Singvogeljagden zu spotten. Der Italiener erkundigte sich seinerseits angelegentlich nach den Jagden in Litauen. Da fragte ihn Fürst Karl, ob er schon einmal einen richtigen Bären gesehen habe und ob er wisse, wie solch ein Tier aussehe.

Der Gesandte erwiderte, er habe zwar keinen Bären gesehen, glaube aber, daß so ein Tierchen so groß sei wie ein Hund, eine Katze oder eine Ratte.

Radziwill flüsterte einem der Tischgenossen etwas ins Ohr. Das Bankett näherte sich seinem Ende. Der Nachtisch wurde aufgetragen.

Der Gesandte legte sich eine große Portion aus der ihm gereichten Schüssel auf den Teller, der Fürst aber sagte: „Herr Gesandter! Gefällt Ew. Liebden der Diener, der soeben das Dessert herumreicht?"

Der Gesandte sah sich um, und als er einen riesigen Bären erblickte, der ihm die Schüssel hinhielt, stieß er einen wilden Schrei aus, fiel mit dem Stuhl zu Boden und stürzte dann, immer „Dio mio!" rufend, aus dem Zimmer. Als er nach einiger Zeit totenbleich wiederkam, fragte ihn der Fürst, ob er immer noch behaupten wolle, daß ein Bär so groß sei wie ein Hund, eine Katze oder eine Ratte.

„Ich bin anderer Ansicht geworden", sagte der Würdenträger geknickt. „Er ist etwas größer."

*

---

*) Städtchen in der Wojewodschaft Wilna. Bekannt durch seine Bärenschulen, in denen die Bären dressiert und abgerichtet wurden, tanzen lernten usw.

Unser Petz, der Liebling des fürstlichen Hofes, konnte ungestraft einen Hund durch einen Schlag seiner riesigen Tatze töten, wenn sein lästiges Bellen ihn ärgerte. Er durfte sich alles erlauben. Er wurde groß und stark. Er wurde ein großer graubrauner Bär, am Bauch und an den Pranken aber war sein Balg kohlschwarz.

Der Fürst ließ ihm die sorgsamste Pflege zuteil werden. Der beste Honig aus den fürstlichen Bienenstöcken, die leckersten Bissen aus der Speisekammer waren für ihn bestimmt.

Und dennoch begann sich im Herzen des Bären trotz des höfischen Wohllebens eine ungewisse, merkwürdige Sehnsucht zu regen.

Immer häufiger dachte er an den jungfräulichen Wald, den Duft des erwachenden Frühlings und den Zauber der ersten Kindheit . . .

Vier Jahre waren schon seit jener Zeit vergangen, vier Jahre harter Lehre und Arbeit im Dienstjoch des Menschen. Und obwohl der Fürst es an Gunstbezeugungen nicht fehlen ließ, hätte er sie alle dahingegeben für eine Zärtlichkeit seiner Mutter. Obgleich sie in seiner Erinnerung in ihrem Sommerkleid, von rotbraunen dünnen Zotteln bedeckt, lebte, erschien sie ihm so schön wie kein anderes Wesen auf der Welt. Als aber der Frühling den Radziwillschen Hof mit dem ganzen Zauber seiner Düfte, Klänge und Farben umgab, verließ er an einem lachenden Morgen den Fürsten und den Prunk des Palastes, den goldenen Käfig und die Lieblingsspeisen und ging in den wilden, ungastlichen, rauhen und doch über alles geliebten Urwald . . .

*

Der Urwald empfing ihn mit dem duftigen, heiteren Lächeln des Frühlingsmorgens, das die Seelen von Mensch und Tier mit wunderbarem Zauber füllt. Der Urwald lächelte den blauen, wenn auch noch kalten Himmel an. Die ersten Ranunkeln leuchteten wie goldene Sterne an den Waldgewässern. Die ersten Büsche flammten golden. Frühmorgens erscholl in der Wildnis noch das Balzlied des Auerhahns, und auf den fernen Moorwiesen hörte man das kollernde Liebeswerben der Birkhähne.

Petz ging in den Wald und berauschte sich an jedem ihm seit seiner Kindheit bekannten Ton, begrüßte jeden Hall und Widerhall der freien Wildbahn wie einen guten Bekannten.

Da strich quarrend eine Schnepfe, dort flog mit scharfem Flügelschlag ein Paar verliebter Kreuzschnäbel nach einem Waldteich . . . Vom blauen Himmel tönte der Morgenruf einer Bekkassine . . .

Ein primitives Glücksgefühl, eine animalische Glückseligkeit, die nur die Bewohner der freien Wildbahn und die Seele des Jägers kennen, erfüllte sein ganzes Wesen. Der grüne Urwald schloß sich über ihm und verschwieg jede Kunde von seiner einsamen Wanderung . . .

(Schluß folgt.)

Der Tierarzt und der Menschenarzt.

Eine wahre Anekdote.

Sie waren soweit recht gute Freunde, der Viehdoktor und der Menschendoktor; nur wenn dieser letztere sein fatales Lächeln um die Lippen spielen ließ und sich erlaubte, die Überlegenheit des praktischen Arztes über den Veterinär anzudeuten, konnte der vortreffliche Viehdoktor unangenehm werden.

Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß der Tieräskulap den Kollegen also abfertigte: „Ich will Ihnen mal was sagen, mein Lieber, ein für allemal, um dieser unfruchtbaren Diskussion ein Ende zu machen: Menschen verarzten ist überhaupt keine Kunst, denn ihr fragt ja euren Patienten alles ab, und was ihr ihnen nicht abfragen könnt, das redet ihr ihnen ein. Aber wenn ich die Kuh frage, wo es ihr weh tut, sagt sie: „Muh“, bestenfalls, und nie etwas anderes. Und das Schaf sagt: „Mäh“ — ganz einerlei, ob es den Drehwurm im Kopfe oder die Kolik im Bauche hat. Ich allein mit meiner ärztlichen Kenntnis und meinem Wissen von der Seele des Tieres muß es herausbringen, was ihm fehlt, und danach die Behandlung einrichten. Stimmt's? — Na sehen Sie! Sie zucken die Achseln. Ganz recht. Es gibt auch keinen Einwand dawider. Unsere Kunst ist eben doch die höhere.“ —

Nach etlicher Zeit wurde der Viehdoktor bedenklich krank, fieberte, fühlte sich am ganzen Leibe wie zerschlagen und wußte doch nicht recht, wo es ihm fehlte. Er arztete ohne Erfolg an sich herum, bis endlich seine verängstigte Gattin ihn dazu vermochte, seinen Kollegen und Freund, den Menschendoktor, an sein Lager zu bitten.

Der stellte sich auch pflichtgemäß alsbald ein, setzte sich ans Krankenbett und hub freundlich ermunternd an: „Na, alter Freund, was machen Sie denn da für Geschichten? Wo fehlt's denn?“

„Mäh“ — gab der Kranke zur Antwort und blitzte den Arzt aus seinen dunklen, fiebrigen Augen boshaft an.

„Ach was denn! Machen Sie doch keine schlechten Witze. Haben Sie Schmerzen?“

„Mäh!“

„Ja, wissen Sie, lieber Freund... das finde ich denn doch... wenn Sie nicht reden wollen, dann muß ich Sie eben untersuchen!“ Damit ergriff er die Bettdecke am oberen Rand, um ihm den Körper zu entblößen. Der eigensinnige Viehdoktor aber hielt sie mit beiden Händen fest und blökte wie unsinnig: „mäh, mäh, mäh!“

Die Gattin des Kranken war außer sich. Sie redete ihm gut zu, doch endlich vernünftig zu sein und die Possen zu lassen; aber er tat, als verstehe er sie gar nicht. Da holte der Menschendoktor seinen Rezeptierblock aus der Tasche und sagte zu der Frau gewendet ganz ruhig: „Es ist ein kräftiges Pulver. Davon geben Sie ihm dreimal täglich ein. Und wenn es in drei Tagen noch nicht geholfen hat, dann schlagen Sie das Vieh tot. Morgen! Empfehle mich!“



Bunte Chronik



* **Das Szepter des „blutigen Sultans“.** Ein Pariser Juwelier hatte unlängst ein Szepter erworben, das sich früher im Besitze Abdul Hamids, des „blutigen Sultans“ befunden haben soll. Als der Juwelier das Szepter näher untersuchte, fiel ihm ein eigenartiges Klappern auf, das aus dem hohlen Schaft erklang, und darauf schließen ließ, daß ein anderer Gegenstand in dem Szepter verborgen war. Der Juwelier entdeckte einen versteckt angebrachten Knopf, drückte darauf, der Schaft sprang auf und ein langer, scharf geschliffener Dolch kam zum Vorschein.

* **Intensive Werbung.** Zu einem eigenartigen Werbemittel hat eine amerikanische Versicherungsgesellschaft gegriffen, die sich vor allem mit der Versicherung gegen Brandschäden befaßt. Die Gesellschaft versendet eine Werbedrucksache, auf deren Titelblatt ein Gespenst des Feuers auf ein hübsches Wohnhaus zeigt mit der Mahnung: „Denken Sie daran!“ Schlägt man den Faltenprospekt auf, so sieht man das Wohnhaus von Flammen umgeben und riecht sofort verbranntes Holz. Mit diesem Geruch wurde das Papier beim Druck imprägniert. Der begleitende Text lautet: „Wenn Ihr Heim nach verbranntem, von Wasser getränktem Holz riecht, wie dieser Prospekt beim Öffnen, dann wird es wohl zum Abschluß einer Versicherung zu spät sein“.

Lustige Rundschau



* **Fatal.** „Ich habe gehört, Ihre Fabrik ist abgebrannt. Das ist ja schrecklich! Was fabrizieren Sie denn?“ — „Feuerlösch-Apparate!“

* **Der schüchterne Liebhaber.** „Peter, du erinnerst mich an den Horizont — er kommt niemals näher.“

* **Eisenbahngespräch.** „Bin heute wieder beim Üben gestört worden. Alle Augenblicke kommt jemand zu mir rein!“ — „Zu mir nie!“ — „Sind Sie auch Pianist?“ — „Das nicht. Ich bin Löwenbändiger.“

* **Das neue Dienstmädchen.** „Und was Ihren Ausgang betrifft, bin ich gern bereit, Ihnen entgegenzukommen.“ — „Das ist nicht nötig, gnädige Frau! Mein Freund bringt mich immer bis vor die Tür!“

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.